

Vom Unkraut eines Dichters

– Am 4. April dieses Jahres feiert der deutsche Lyriker Peter Huchel seinen 70. Geburtstag. Nachdem ihm 1971 die Ausreise aus der DDR gestattet worden war, lebt er nun nach einem Aufenthalt in Rom in aller Zurückgezogenheit bei Freiburg im Breisgau. Das Schicksal Huchels ist gleichzeitig auch ein Stück deutsche Geschichte; Drittes Reich, die Teilung nach dem Krieg, die beiden deutschen Staaten und ihr „Unverhältnis“, die Abkapselung der DDR lassen sich nicht von Huchels Leben und Werk trennen. –

Im Jahre 1903 in Berlin geboren und auf dem Bauernhof seines Grossvaters aufgewachsen, begann Peter Huchel 1924 mit der Veröffentlichung von Gedichten. Er studierte Philosophie und Literatur in Berlin, Freiburg und Wien, war fast ein Jahr Bauernknecht in der Nähe von Grenoble, schlug sich durch den Balkan und die Türkei. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme zog er sich in die „innere Emigration“ zurück und publizierte nur ein paar unpolitische Hörspiele. Ab 1940 Soldat, kehrte er 1945 nach kurzer sowjetischer Kriegsgefangenschaft in das zertrümmerte Berlin zurück.

Obwohl er nie der Kommunistischen Partei angehörte, wurde er im Ostsektor der Stadt Sendeleiter beim Rundfunk und 1948 Chefredaktor der literarischen Zeitschrift *Sinn und Form*, die er zu einem bedeutenden, weit über die Grenzen der DDR ausstrahlenden kulturellen Organ ausbaute. Schon bald setzte offizielle Kritik ein, da Huchel seine Unabhängigkeit so weit wie möglich zu behaupten suchte und sich keinen Parteidirektiven unterordnete. 1962 kam es schliesslich zum Bruch, und der Dichter wurde zum Rücktritt gezwungen.

Acht Jahre lebte er in völliger Isolation in der Nähe von Potsdam, ständig bespitzelt und überwacht. Zwei Gedichtbände, *Chausseen, Chausseen* (1963) und *Die Sternenreue* (1967) konnten nur im Westen erscheinen. Durch das Wirken des deutschen PEN-Zentrums und die sich langsam normalisierenden Beziehungen zwischen den beiden Teilen Deutschlands wurde vor zwei Jahren endlich die Emigration möglich.

Natur und Erstarrung

Von Jugend an der märkischen Landschaft verbunden, gehört Huchel auch heute noch zu den Naturlyrikern, obschon sich die Schwerpunkte seines Dichtens verlagert haben. Vor allem das Erlebnis des Krieges wurde für ihn bestimmend; in einem Gedicht aus dem April 1945 heisst es:

*O Nacht der Trauer, Nacht April,
Die ich im Feurdunst durchschwamm,
umweht von schwarzem Wassergras,
als schwankte Haar auf trübem Schlamm,
mit Pfählen treibend und mit Brettern,
mit Knäuln von Aesten und mit Aas,
versengtem Schilf, vereisten Blättern,
flussabwärts mit den Toten still.*

Nacht und Kälte sind auch die beiden Chiffren, die in den Gedichten des Bandes *Gezählte Tage* von 1972 immer wieder auftauchen, in nördlicher wie in südlichen Landschaften. Doch die Natur ist für Huchel nie Stimmungsträger oder Fluchtpunkt, auch kein Gegenstand seligen Einsgefühls. Der Dichter findet in ihr die Entsprechung seiner eigenen Isolation, seiner Erstarrung, seines Verstummens. Sprache ist ihm nur möglich in kurzen Gedichten, in der zusammengedrängter Form von Bildern und Metaphern. Im Gedicht „Die

Wasseramsel“ möchte das lyrische Ich gerne wie der scheue Vogel „von steinigem Grund des Flusses“, aus dem „fliessenden Dunkel“, seine Nahrung, ein „Wort“ heraufholen. Einsamkeit ist der Preis, der dafür zu zahlen ist.

Das Gedicht „Exil“ zeigt diese äussere Vereinsamung, in der Brot und Salz, die Symbole der Gastfreundschaft, nicht mehr gebraucht werden, in der die „Schatten der Hügel“ und der Stein zum einzigen Gesprächspartner werden. Dem Ausbruch aus dem Gefangensein, dem Ziehen mit den Wolken, einem beliebten, romantischen Motiv wird die Treue entgegengesetzt, und die letzte Strophe formuliert die Hoffnung die sich trotz aller Bitterkeit und Verdunkelung immer wieder einstellt, die Erwartung eines freieren Lebens, die „dämmernde Frühe“. In einem anderen Gedicht sind es die Knospen, die neues Leben verkünden.

Politik und Publikum

Zwei verschiedene Arten von Personen treten in Huchels Gedichten in die Natur, solche aus der Vergangenheit wie „Alkaios“ oder „Ophelia“ oder dann einfache Leute, denen sich der Dichter immer verbunden wusste, Bauern, Mägde, Tagelöhner oder Hirten. Als anonyme Macht stellt sich auch in einigen Gedichten die Staatsgewalt ein, verkörpert in Spitzeln („mein Nachbar, mein Schatten / auf der Spur meiner Füsse“) und dunklen Autos:

*Ein schwarzer SIS mit weissen Gardinen
rollt suchend die Strasse hinab
und hält vor meiner Tür*

Auch Ophelia im gleichnamigen Gedicht wird zu einem Opfer der Gewalt gegen die kein Zaubermittel hilft. Sie endet im Stacheldraht einer blutigen Grenze, die mit Schiessbefehlen verteidigt werden muss. Aus einer Figur der Weltliteratur wird ein Zeichen für die möglichen und tatsächlichen Auswüchse der gegenwärtigen politischen Lage zwischen Ost und West. Gegen die „verbissene Ordnung“ eines Staates, der seine Bürger bis ins letzte bevormundet, wendet sich Huchel, „nicht dafür geboren, unter den Fittichen der Gewalt zu leben“. Aus diesen Gedichten wird die Bedrängnis des Lyrikers erkennbar, aus der er sich nur schreibend befreien kann, die Ohnmacht zugleich, da das Publikum, an das er sich wenden möchte, ihn nicht hören kann, sei es dass es systematisch ferngehalten wird, sei es, dass es sich nicht auf den mühseligen Weg des Verstehens macht:

*Willkommen sind Gäste,
die Unkraut lieben,
die nicht scheuen den Steinpfad,
vom Gras überwachsen.
Es kommen keine.*

*Es kommen Kohlenträger,
sie schütten aus schmutzigen Körben
die schwarze kantige Trauer
der Erde in meinen Keller.*

Die Strophe vom Unkraut erinnert an den jüngst verstorbenen Günter Eich, dessen Gedichte ebenfalls der Widerstand gegen allzu starre Ordnungen ausdrücken. Vom Gras heisst es bei Huchel an anderer Stelle, es richte sich auf „wie eine Wahrheit“. So möchte der Dichter auch sein Werk sehen. Zählt man alle seine Gedichte zusammen, so kommt man auf etwa zweihundert; eine kleine Zahl, die aber umso aufrechter ihren Platz in der heutigen Literatur einnimmt und aus ihr nicht mehr wegzudenken ist.

EXIL

*Am Abend nahen die Freunde,
die Schatten der Hügel.
Sie treten langsam über die Schwelle,
verdunkeln das Salz,
verdunkeln das Brot
und führen Gespräche mit meinem Schweigen.*

*Draussen im Ahorn
regt sich der Wind:
Meine Schwester, das Regenwasser
in kalkiger Mulde,
gefangen
blickt sie den Wolken nach.*

*Geh mit dem Wind,
sagen die Schatten.
Der Sommer legt dir
die eiserne Sichel aufs Herz.
Geh fort, bevor im Ahornblatt
das Stigma des Herbstes brennt*

*Sei getreu, sagt der Stein.
Die dämmernde Frühe
hebt an, wo Licht und Laub
ineinander wohnen
und das Gesicht
in einer Flamme vergeht.*

OPHELLIA

*Später, am Morgen,
gegen die weisse Dämmerung hin,
das Waten von Stiefeln
im seichten Gewässer,
das Stossen von Stangen,
ein rauhes Kommando,
sie heben die schlammige
Stacheldrahtreuse.*

*Kein Königreich,
Ophelia,
wo ein Schrei
das Wasser höhlt,
ein Zauber
die Kugel
am Weidenblatt zersplittern lässt.*

hvg, Freiburger Nachrichten, 31.3.1973